

Hermann Grimm, Homer. Ilias. Erster bis neunter Gesang. Berlin 1890, Hertz. 288 S. 8. 6 M.

„Mit der Homerforschung stehen diese Aufzeichnungen außer Zusammenhang“, so beginnt der Verf. seine Vorrede. Trotzdem ist eine Besprechung des Buches auch in einer Fachzeitschrift gerechtfertigt. Denn was Grimm gewollt hat, das allgemein Menschliche in der uralten Dichtung hervorheben, modernen Lesern zeigen, daß sie, um Homer zu verstehen, sich „nie zu sagen brauchen: das waren Griechen, die aus nationaler Gesinnung so handelten, oder das geschah in weit entlegener, anders denkender Zeit“, sondern daß „wir selber heutigen Tages so empfinden und handeln würden, wie die Menschen Homers thaten“ (S. 48) — eben dies ist ja doch das letzte und eigentliche Ziel aller philologischen Arbeit. Und wenn es uns über der Mannigfaltigkeit und Mühe vermittelnder und vorbereitender Thätigkeit leicht einmal aus den Augen kommt, so haben wir alle Ursache, einem Autor dankbar zu sein, der, mit ungehinderter Phantasie voraus-eilend, zugleich unserer Erinnerung und dem Verständnis des Publikums zu Hilfe kommt.

Grimm behandelt die ersten neun Bücher der Ilias teils in erläuternder Paraphrase, teils in Übersetzung. Die Form der letzteren ist eigentümlich. „Die hergebrachten, tönenden Adjektiva sind ausgelassen und breite Sätze oft zusammengezogen worden“. Die Sprache bewegt sich in freien, kurzen, daktylischen Versen. Z. B. I 308 ff. (Antwort Achills an Odysseus):

- Hochgeborner Odyß, Sohn des Laertes,
309. Hier muß ein deutliches Wort gesprochen werden,
311. Wo nicht der und jener dazwischen brummt;
Mir sind die Leute verhaßt, die anders reden,
Als sie gesinnt sind. Was ich sagen werde,
Denk' ich und werd' ich denken, und das ändert
315. Weder der König, noch ein anderer von euch.
Denn was nützt es, mit Worten herum-zustreiten,
Wenn man für immer und ewig einander feind ist?
Wer im Kampfe sich müht und wer zu Haus bleibt,
Wer von niederer Geburt und wer ein Fürst ist,
Beide machen denselben letzten Abschluß:
320. Sterben muß zuletzt, wer ein fauler Kerl war,
Und wer sich grenzenlos mühte.

Hier ist V. 310 (ἡ περὶ δὲ φρονέω τε καὶ ὡς τετελεσμένον ἔσται) ganz und in 312 die Vergleichung ὁμῶς Ἄϊδαο πόλῃσι ausgelassen und damit allerdings, wie beabsichtigt war (S. 3), die Rede modernisiert. Aber das ist nicht die einzige Änderung. In den Worten „wo nicht der und jener dazwischen brummt“ merkt man ja auch die Absicht des Übersetzers, den fremden Ausdruck der Redeweise unseres täglichen Lebens anzubequemen; aber darüber ist der Sinn des Originals ganz verloren gegangen. Noch schlimmer steht es mit 316f.: ἐπεὶ οὐκ ἄρα τις χάρις ἦεν μάρνασθαι δηλοῖσιν ἐπ' ἀνδράσι νολεμέες αἰεὶ. Achill beklagt sich, es sei ihm kein Dank dafür geworden, daß er unablässig gegen die Feinde gekämpft habe; ein Feigling werde (von Agamemnon) ebenso belohnt und geehrt wie der tapferste Streiter. Was Grimm statt dessen eingesetzt hat, entbehrt beinahe jedes Zusammenhanges, nicht nur mit dem griechischen Text sondern auch mit den vorangehenden und nachfolgenden Gedanken der Übersetzung selber. Und doch hätten gerade die Reden des neunten Buches einem feinsinnigen Interpreten Gelegenheit gegeben, über das, was von philologischer Erklärung bisher geleistet ist, hinauszugehen und durch lebendiges Erfassen der Situation den Gedankengang, der an einigen Stellen springend erscheint, psychologisch zu erklären.

Daß Hermann Grimm eine Erklärung dieser Art zu bieten gewillt und befähigt war, zeigt er an anderen Stellen, weniger in der Übersetzung als in der freien eigenen Darstellung, die den größten Teil des Raumes einnimmt und nur hier und da von Übersetzungsproben unterbrochen wird. Die Beleuchtung, in die Homers Bilder und Gedanken hier gerückt werden, ist ja eine einseitige, modern geistreiche; aber eben dadurch tritt mancher Zug nun plastisch hervor, der sonst unbeachtet blieb, gerade wie es zuweilen lohnend ist, eine anmutige Landschaft durch ein gefärbtes oder prismatisches Glas zu betrachten. Originell und für die anschauliche Vorstellung wirksam ist (S. 30 ff.) der Vergleich zwischen den homerischen Göttern und einer adligen Gesellschaft nach Art der in „Kabale und Liebe“ dargestellten, deren Mitglieder „auf der Höhe des Daseins stehen“, vielfach gegen einander intrigieren, „jeder vom anderen wissen, daß nichts auf ihn zu halten sei“, sobald sich aber „ihre Blicke in die Tiefe wenden, wieder eng bei einander sitzen und den niederen Stand als den Spielball ihrer Launen und als zu unbedingter Unterordnung und Verehrung ver-